Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 9 (1933)
Heft: 37

Artikel: Lebe wann du willst [Fortsetzung]
Autor: Sagunt, Carl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-752504

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Lebe wann du willst

ROMAN VON CARL SAGUNT

Copyright by Conzett & Huber, Zürich 1933

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Inhalt des bereits erschienenen Romanteiles: An einem frühen Sonntagvormittag streift der junge Reporter Burry durch die verlassenen Straßen Londons und glaubt, seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er plötzlich einen Mann in der Tracht längst vergangener Zeiten aus dem Tower auftauchen und davonschreiten sieht. — Zu gleicher Zeit sitzen die beiden Rechtsanwälte Sir Ronald Duff und Edgar Chatterburgh in ihren Bureauräumen, wie es ein vor 100 Jahren dort deponiertes Testament eines gewissen Medicus Stobbs verlangte. Das merkwürdige Testament dieses Mannes wünschte, daß stets ein Nachkomme seiner Familie Arzt werden solle, und daß an einem bestimmten Tage des Jahres 1933 die Anwälte seiner Familie in ihren Räumen zum Empfang des Medicus Stobbs selbst bereit zu sein haben. Traditionsgetreu erfüllen die Anwälte die Testamentsbestimmung, ohne an deren Innehaltung zu glauben. Da tritt der geheimnisvolle Fremde ein und legitimiert sich als der vor 100 Jahren verstorbene Medicus Stobbs.

Inzwischen entsteht im Tower große Verwirrung: einer der Särge ist geöffnet und leer gefunden worden. Die Wächter des Tower, scherzweise „Beefeater" genannt, werden vor den leeren Sarg geführt, . . . keiner kann Auskunft geben, nur einem ist vor kurzer Zeit eine merkwürdige Figur in der Tracht längst vergangener Zeiten in den Gängen des Tower begegnet. . . .

Erste Fortsetzung

Aber für die Beefeater, die tagtäglich durch seine Räume trollen, hat er weder etwas Geheimnisvolles noch gar Unheimliches. Gleichmütig stolperten sie hinter dem Inspektor her durch die halbdunklen Korridore. Der Tower ist ein riesiges Labyrinth, den größten Teil bekommen die Besucher nie zu sehen, die sich damit begnügen, die historischen Stätten zu besuchen. Und wohl keiner von ihnen ist je in dem kleinen Gang gewesen, der, von einem der Hauptkorridore abzweigend, eine Art Sackgasse bildet, und in den die Schar der Beefeater jetzt einbog.

Sie machte Halt vor einer niedrigen Tür aus altersgeschwärzten, aber außerordentlich starken Bohlen, die der Inspektor öffnen konnte, ohne sich dazu eines Schlüssels zu bedienen. Sie kreischte in verrosteten Angeln, aber sie bot keinen Widerstand.

«Diese Tür», donnerte der Inspektor, indem er sich zu seinen Leuten wandte, «stand, als ich vor einer halben Stunde hier vorüberkam, sperrangelweit offen. Und nun kommt herein, Jungens, und wenn mir einer das erklären kann, was er sehen wird, soll er sich melden.»

Die Tür führte in einen niedrigen, aber ziemlich großen Raum. Die Wände wurden von den mächtigen Quadern der Außenwand des Towers gebildet, die Decke war leicht gewölbt. Fenster gab es nicht; das einzige Licht, das jetzt in den Raum fiel, kam von einer großen Bogenlampe, die im Hauptgang hing. Aber es reichte aus, um zu zeigen, daß nichts in dem Gewölbe war außer einem schwarzen Sarg, der mitten drin stand; es war nichts besonders Auffälliges an diesem Sarg außer der Tatsache, daß er — offen war, und sein Deckel gegen die nächste Wand gelehnt stand.

Die Beefeater sahen es mit Staunen. Sie waren nie in diesem Raum gewesen, sie kannten den Sarg nicht und konnten sich nicht denken, wer darin gelegen haben mochte. Daß jemand drin gelegen hatte, war freilich deutlich zu erkennen: die Kissen wiesen noch deutlich die Umrisse einer Person, die sich aus ihnen erhoben haben mußte, auf.

«Na, was sagt ihr dazu?» fragte der Inspektor. Aber die Beefeater sagten gar nichts, ihnen kam die Geschichte ebenso unheimlich wie unerklärlich vor. Nur Jimmy dachte an die «Jahrmarktsfigur», die ihn auf die Schulter getippt und mit «Er» angeredet hatte. Endlich meinte der Intelligenteste von ihnen:

«Es muß doch irgendwo aufgeschrieben stehen, Herr Inspektor, wessen Sarg in diesem Raum stand. Vielleicht, wenn man da nachsieht, daß man dann etwas weiterkommt . . .»

Der Inspektor nickte: «Kein dummer Gedanke, Brown. Wollen gleich einmal nachsehen. Ihr geht jetzt alle an euren Dienst. Und in eurem eigenen Interesse rate ich euch: haltet die Schnauze über diese Geschichte! Wenn das rauskommt, können wir uns alle eine neue Stellung suchen. Kein Mensch außerhalb des Towers darf etwas davon erfahren, versteht ihr? Und jetzt macht, daß ihr fortkommt!»

Die Beefeater ließen sich das nicht zweimal sagen. Sie stoben davon. Nur Jimmy verbarg sich in einer Nische und beobachtete, wie der Inspektor die Tür wieder zumachte und mit einem großen Vorlegeschloß versah. Dann schlich er ihm bis an die Tür seines Büros nach. Durch ein Fenster konnte er sehen, wie der Inspektor auf seinem Tisch einen großen Plan ausbreitete und mehrere Folianten wälzte, die er aus einem mächtigen Regal holte.

Als der Inspektor nach längerer Zeit die Bücher zuklappte, wagte es Jimmy, an seine Tür zu klopfen. Und dann berichtete er sein Erlebnis.

«Und das war gewiß der Kerl, der in dem Sarg gelegen hat», schloß er seinen Bericht, «aber wie konnte ich das wissen, Inspektor? Ich war so überrascht, daß . . .»

«Unsinn!» schnitt ihm der Inspektor das Wort ab, «Sie haben mit offenen Augen geträumt, mein Lieber! Sehen Sie her . . .»

Er zeigte auf eine bestimmte Stelle des ausgebreiteten Planes. «Das hier ist der Raum, in dem wir eben waren. Er hat die Nummer 236. Und hier» — er holte den Folianten wieder vom Bord — «ist ein genaues Verzeichnis derjenigen Dinge, die sich in den Räumen des Towers befinden. Schlagen Sie Nr. 236 auf. Lesen Sie, was dort steht.»

Mit ungelenken, zitternden Fingern blätterte Jimmy in den Seiten des großen Buches. Endlich hatte er die Nummer 236 gefunden.

«Leer!» las er dahinter zu seinem Erstaunen.

«Nun, Sie sehen selbst», sagte der Inspektor, «daß laut unserem Inventarverzeichnis sich nichts in jenem Raume befunden hat. Er ist also auch nichts daraus verschwunden, sondern man hat uns etwas hineingestellt. Das ist aber lange nicht so schlimm, als wenn etwas weggekommen wäre. Sie können das Ihren Kameraden erzählen, und sie alle sollen schön den Mund halten. Denn daß man uns ungesehen etwas in den Tower schmuggeln konnte, ist ja eigentlich gerade kein Beweis für besondere Wachsamkeit. Sie verstehen mich . . .»

Jimmy torkelte eilends aus dem Zimmer, der Inspektor aber nahm einen Federhalter und trug mit seiner schönsten Schrift hinter Nr. 236 in den Folianten ein; «Enthält einen leeren Sarg unbekannter Herkunft.»

«So», murmelte er, indem er den Folianten wieder an seinen Platz stellte, «das wäre wieder in Ordnung. Das Inventar stimmt. Und darüber, wo dieser verflixte Sarg herkommt, mögen sich die den Kopf zerbrechen, die in hundert Jahren oder so mal wieder Lust verspüren, in Nr. 236 herumzustöbern. So lange hält das Schloß bestimmt . . .»

«Darauf war ich nicht gefaßt . . .»

Haus Knokdrin liegt etwa eine Autostunde von London entfernt in einer Landschaft, die wie ein Park anmutet und von einem besinnlichen kleinen Nebenflüßchen der Themse durchflossen wird. Es ist ein schönes, altes englisches Landhaus; die Ueberlieferung will wissen, daß die Pläne zu seinem Bau von Sir Christopher Wren selbst stammen, Englands größtem Baumeister. Jedenfalls ist es ein ebenso vornehmes wie anmutiges Gebäude, und es kann keinen schöneren Garten geben als den, der Haus Knokdrin von allen Seiten umschließt.

Ueber den kiesbestreuten Hauptweg dieses Gartens glitt das Auto, in dem Medicus Stobbs saß, vor das Hauptportal. Mit etwas unsicheren Beinen stieg dieser aus und sah sich im nächsten Augenblick einer großen, robusten Person in Schwesterntracht gegenüber, die aus dem Portal trat.

«Ich möchte Dr. Shell sprechen», sagte er, indem er höflich den Hut zog.

«Sie sind Mr. Stobbs, nicht wahr?» entgegnete die Krankenschwester, wobei sie den Ankömmling von oben bis unten musterte. «Sie sind uns bereits durch Sir Ronald Duff gemeldet. Ich werde Ihnen Ihr Zimmer zeigen, Sir, und Sie werden die Freundlichkeit haben, sich sofort zu Bett zu legen. Dr. Shell wird Sie besuchen, es wird aber wohl noch ein Weilchen dauern.»

Und, zum Chauffeur gewandt: «Geben Sie den Koffer des Herrn her, Mann. Und dann verduften Sie!»

John langte nach dem kleinen, eleganten Koffer, der neben ihm stand, und den Sir Ronald selbst für seinen seltsamen Mandanten gepackt hatte, und reichte ihn dem Medicus. Dabei beugte er sich zu ihm und murmelte:

«Wenn ich Sie wäre, Sir, stiege ich sofort wieder ein und machte, daß ich fortkäme. Dieses Frauenzimmer da in gestärkter Leinwand gefällt mir gar nicht. Hopsen Sie rein, Sir. Ehe sie auch nur piep gesagt hat, habe ich schon Gas gegeben.»

Medicus Stobbs lächelte: «Keine Bange für mich, John. Bin schon mit ganz anderen Weibern fertig geworden. Schließlich habe ich es mit dem Doktor zu tun, und nicht mit diesem Drachen.»

«Wie Sie meinen, Sir. Wünsche alles Gute. Werde mich freuen, Sie bald wieder abholen zu dürfen.

Während John den ersten Gang einschaltete, warf er einen verachtungsvollen Blick auf die Schwester. Aber die hatte sich schon umgedreht und schritt dem Medicus voran ins Haus . . .

Sie führte ihn in ein geräumiges Zimmer, dessen Einrichtung die Mitte hielt zwischen der hygienischen Kahlheit moderner Krankenhäuser und der Behaglichkeit, mit der die Fremdenzimmer englischer Landhäuser eingerichtet zu sein pflegen. Das Prachtstück des Raumes war ein riesiges Bett. Im Kamin brannte, trotz der vorgerückten Jahreszeit, ein helles Feuer, und ein großer, bequemer Ohrensessel daneben versprach angenehme Stunden des Faulenzens.

Medicus Stobbs stellte den Koffer in eine Ecke des Zimmers und warf sich in den Sessel.

«Gehen Sie, mein Kind, und melden Sie mich dem Doktor!» sagte er. «Sagen Sie ihm, ich lasse ihn bitten, sich zu mir hierher zu bemühen. Und er möchte sich Zeit nehmen, unsere Unterhaltung kann leicht einige Stunden dauern.»

Die resolute Frau in Schwesterntracht sah ihn einen Augenblick verblüfft an. Dann stemmte sie die Arme in die Seiten:

«Nichts dergleichen, Sir! Sie machen jetzt, daß Sie ins Bett kommen . . .»

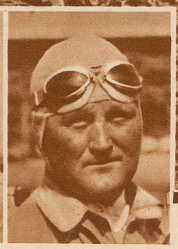
«Aber mein liebes Kind», unterbrach sie der Medicus, «ich bin alles andere, als müde. Um die Wahrheit zu sagen, ich habe viel länger geschlafen, als je ein Mensch vor mir . . .»

«Wischiwaschi! Erstens bin ich nicht Ihr Kind, sondern Schwester Evelyn, wenn Sie sich das freundlichst merken wollen, und zweitens ist dieses Haus gewöhnt, daß die

(Fortsetzung Seite 1178)

Giuseppe Campari der älteste und gewichtigste Fahrer des Kontinents und mehrfacher Grand-Prix-Sieger Aufnahme Seidel

Emilio Borzacchini 36 Jahre alt, die wichtigste Stütze der Alfa Romeo-Equipe der Saison 1933 Aufnahme Seidel



Graf Czaikowsky Seine größte Leistung war der Stundenweltrekord, den er dieses Jahr auf der Berliner Avus-Bahn aufstellte Aufn. Photopreß

Beim großen Autorennen von Monza wurde im zweiten Vorlauf der Wagen des Italieners Campari in der Kurve über den Bahnrand hinausgeschleudert. Der Wagen, Startnummer 22, überschlug sich, Campari war sofort tot. Dicht hinter Campari lag im Rennen Borzacchini, der an gleicher Stelle vom Unglück ereilt wurde, ebenso der dritte Fahrer Castelbarco, der aus dem Wagen geschleudert wurde und auf diese Weise am Leben blieb. Warum das Unglück? Eine Oellache auf der Bahn und ein Bruch im Zement wie es heißt! Im spätern Verlauf des Rennens fiel auch der Graf Czaikowsky an der gleichen Stelle einem Unfall zum Opfer. Schleudern des Wagens. Sturz und Brand. Der Rennfahrer verbrannte. – Bild: hinten Borzacchinis Rennwagen, Startnummer 26, vorn der Wagen des geretteten Castelbarco

Drei Rennfahrer stürzen in Monza

Leuthard Erhard, Arlesheim, bei einer Freiübung, die mit der maximalen Punktzahl 10 gewertet wurde. Leuthard erreichte mit 49.125 Punkten die besten Vornoten

Aufnahmen Senn

Werner Bürki, Bümpliz, im Schlußgang mit **Edgar Walther,** Vevey. Bürki gewinnt nach anderthalb Minuten mit seinem bekannten Schlungg und placiert sich mit 96,75 Punkten in den ersten Rang

ERSTER EIDGENÖSSISCHER NATIONALTURNERTAG IN BERN

Patienten das tun, was wir anordnen. Jeder Patient gehört zunächst einmal ins Bett; ob er müde ist oder nicht, hat damit nichts zu tun. Die meisten Menschen merken erst,daß sie krank sind, wenn sie im Bett liegen . . .»

«Aber ich bin gar nicht krank! Ich komme aus ganz anderen Gründen zu Dr. Shell . . .»

«. . . und das morgens um acht!» fiel die Schwester entrüstet ein. «Herr, wenn Sie nicht krank sind, welche Entschuldigung können Sie dafür anführen, in ein gutes englisches Haus an einem Sonntagmorgen so früh einzufallen?»

Medicus Stobbs war offenbar ein zu guter und wohlerzogener Engländer, um dieses Argument nicht gelten zu lassen. «Schön», sagte er resigniert, «ich lege mich hin. Unter der Bedingung, daß Sie gleich Dr. Shell rufen . . .»

«Dr. Shell befindet sich auf dem Morgenritt. Wird in einer Stunde etwa zurück sein. Man wird Ihre Ankunft dann mitteilen.»

Schwester Evelyn verließ das Zimmer. Als sie nach einer Viertelstunde wieder leise die Tür öffnete, um sich vom Gehorsam des Patienten zu überzeugen, lag Medicus Stobbs mit geschlossenen Augen und schnarchte leise.

«Hat länger geschlafen, als irgendein Mensch zuvor!» murmelte sie bei diesem Anblick höhnisch. «Aber doch offenbar noch nicht genug. Schläft wie ein Murmeltier! Scheint etwas nicht mit ihm in Ordnung zu sein.»

Sie schloß die Tür und gleichzeitig ihr Selbstgespräch: «Na, wenn er ganz normal wäre, wäre er ja nicht hier. Bin neugierig, was er für einen Spleen hat.»

. . . Medicus Stobbs war in der Tat eingeschlafen, sobald er sich die Bettdecke ans Kinn gezogen hatte. Er wurde sich mit Staunen dessen bewußt, als er aufwachte. Einen Augenblick lag er mit geschlossenen Augen da. Ein leiser, merkwürdiger Geruch stieg ihm in die Nase, es roch jetzt im Zimmer gleichzeitig nach Medizin und nach einem sehr diskreten Parfüm. Er öffnete ein wenig die Augen, um sie sogleich weit aufzureißen.

Neben seinem Bett saß eine Lady . . .! Eine Lady in einem etwas seltsamen Kostüm. Sie trug einen Reitanzug aus dunkelbraunem Cord, mit Breeches und braunen Reitstiefeln, und darüber einen weißen Aerztekittel, aus dessen Brusttasche ein Hörrohr hervorsah. Es war eine große, sehr schöne Frau mit etwas herben Zügen, aber unwahrscheinlich großen, strahlend blauen Augen unter einer marmorweißen Stirn. Das tiefschwarze Haar trug sie kurz geschnitten und an der Seite gescheitelt. «Wie die Jungens in Eton», stellte Medicus Stobbs bei sich fest, während er die Lady betrachtete, die ihrerseits ihn mit ihren großen, blauen Augen kühl und sachlich anblickte.

«Medicus Stobbs?» fragte sie schließlich mit einer Stimme, die wie eine dunkeltönende Glocke klang. Und als dieser in seiner Verblüffung nur nicken konnte, neigte sie ein wenig den Kopf und sagte:

«Dr. Shell.»

«Oh, kommt er endlich?» rief der Medicus aus, dem es lächerlich und wenig gentlemanlike vorkam, vor einer Dame im Bett zu liegen.

Sie lächelte: «Sie haben mich nicht ganz verstanden, Medicus. Ich selbst bin Dr. Shell . . . Dr. Cynthia Shell, um es genau zu sagen.»

Er setzte sich mit einem Ruck im Bett auf. «Soll das heißen», rief er aus, «daß Sie mit jenem Dr. Shell identisch sind, zu dem Sir Ronald Duff mich geschickt hat? Jener Dr. Shell, der ein Nachkomme meines Bruders Percy Stobbs sein soll? Und der die Nutznießung jenes Vermögens inne hat, das ich bei meinem . . . das ich vor hundert Jahren für dasjenige Mitglied unserer Familie ausgesetzt habe, das in jeder Generation unter den von mir festgesetzten Bedingungen Arzt werden würde?»

Frl. Dr. Shell zog ein Zigarettenetui hervor und bediente sich, nicht ohne vorher den verwirrten Medicus um Erlaubnis gefragt zu haben. Nachdem sie das Streichholz mit sicherem Wurf in den Kamin befördert hatte, sagte sie:

«Ich glaube, lieber Medicus, ich bin mit der Person, die Sie meinen, identisch. Meine Großmutter mütterlicherseits war jedenfalls eine geborene Stobbs. Auch bin ich in unserer Familie das einzige Wesen, das Medizin studiert hat. Und auf Grund dieser Tatsache gehört mir auf Lebenszeit Haus Knokdrin, und Sir Ronald Duff zahlt mir eine recht ansehnliche Rente, solange ich dieses Haus in der Art führe, wie es das Testament eines vor hundert Jahren verstorbenen Verwandten bestimmt. Sie müssen nun selbst entscheiden, ob ich die bin, die Sie meinen, oder nicht.»

Der Medicus starrte sie immer noch an. «Darauf war ich nicht gefaßt!», murmelte er, «darauf wahrlich nicht! Wer hätte das denken können?»

«Worauf waren Sie nicht gefaßt, Medicus?»

«Daß einmal Frauen in unseren Beruf eindringen würden!»

«Oh», lachte Cynthia, «das ist doch schon lange nichts Neues! Die erste Aerztin, die es in London gab, ist heute schon eine betagte Frau. Wo haben Sie denn gelebt, daß Sie das nicht wissen?»

«Ich habe doch hundert Jahre . . . Ja, hat Ihnen denn Sir Ronald nichts mitgeteilt?»

Sie schüttelte den Kopf: «Nichts, als daß Sie sich hier einige Zeit aufzuhalten gedenken, und daß die Umstände es erfordern, daß man ein wenig auf Sie acht gibt. Seien Sie unbesorgt, Sie sind bei uns aufgehoben.»

Der Medicus wurde erregt: «Und Sie wissen nicht, mein Kind, daß ich Ihr Verwandter bin, jener Mann, der vor hundert Jahren das Legat errichtete, von dem dieses Haus gekauft wurde? Haben Sie nie etwas von Josiah Stobbs gehört, dem Leibarzt des Maharadschahs von Senderabad?»

Dr. Shell dachte einen Augenblick nach. «Doch», sagte sie dann, «ich erinnere mich, daß meine Großmutter von diesem Mann gesprochen hat. Er war ein Sonderling, der ein seltsames Leben führte und eines Tages verschwand, ohne daß man je erfahren hat, wann und wo er gestorben ist. Sie haben recht: von diesem Manne stammen dieses Haus und das damit verknüpfte Legat, die es mir möglich machten, Aerztin zu werden. Aber was haben Sie damit zu tun, Medicus Stobbs?»

«Was ich damit zu tun habe? Aber begreifen Sie doch: jener Sonderling bin ich! Jener Mann, der vor hundert Jahren verschwunden ist! Sie sind mein Blut und mein Fleisch, und ich bin glücklich, nach hundert Jahren in die Hände einer so schönen Nachbarin gefallen zu sein.»

Er streckte ihr beide Hände entgegen, und sie ergriff sie auch. Aber Medicus Stobbs war zu erregt, um zu merken, daß sie dabei mit dem Zeigefinger leicht auf die Pulsadern drückte, um seinen Herzschlag zu kontrollieren.

«Wenn ich Sie recht verstehe, Medicus», begann sie dann sanft, «so haben Sie angedeutet, daß Sie vor hundert Jahren gar nicht gestorben sind, wie die Familie annahm, sondern bis auf den heutigen Tag munter weitergelebt haben?»

«Munter weitergelebt ist weit übertrieben, liebes Kind. Ich habe diese hundert Jahre — verschlafen.»

«Hm . . .» Der Blick des Frl. Dr. Shell bekam plötzlich etwas Inquisitorisches.

«Freiwillig?» fragte sie.

«Völlig freiwillig. Es war ein Experiment auf Leben und Tod, und ich war mir dessen bewußt, mein liebes Kind. Sie als Aerztin, — als Kollegin, würde ich sagen, wenn ein alter Medicus von hundert Jahren sich so nennen dürfte. Sie werden begreifen, daß ich der Wissenschaft dieses Experiment schuldig war, da es sich mir bot. Nur fürchte ich, daß es inzwischen längst überholt ist. Sagen Sie mir: ist man schon hinter das Geheimnis gekommen, die kurze Spanne Zeit, die der Mensch auf Erden zubringen darf, nach Belieben auf mehrere Jahrhunderte zu verteilen? Die menschliche Maschine sozusagen außer Betrieb zu setzen, wenn man vom Leben für eine Weile genug hat und sie wieder in Gang zu bringen, wann es einem paßt.»

«Nein», sagte Frl. Dr. Shell, «dahinter ist die Wissenschaft noch keineswegs gekommen. Sie wird Ihnen, Medicus Stobbs, sehr dankbar sein, wenn Sie ihr in dieser Hinsicht den Weg weisen würden.»

«Nun, wir werden sehen! Ich könnte mir jedenfalls keine liebere Schülerin denken, als Sie.»

Frl. Dr. Shell erhob sich: «Wenn Sie sich wohl fühlen, Mr. Stobbs, habe ich nichts dagegen, daß Sie aufstehen.»

«Ich brenne darauf», rief Stobbs, «und wenn dieses verfluchte Frauenzimmer, die Evelyn, nicht darauf bestanden hätte, wäre ich gar nicht erst zu Bett gegangen.»

«Nach hundert Jahren müssen Sie ja auch einigermaßen ausgeschlafen sein.» Niemand hätte aus den Worten der jungen Aerztin auch nur den geringsten Spott herausgehört.

«Eben, das meine ich ja!» fiel der Medicus lebhaft ein. «Nach hundert Jahren Schlaf hat man einen starken Appetit auf das Leben. Ich habe eine gewisse Sorge, was ich mit den Nächten anfangen soll. Es wird mir schwer werden, zu schlafen.»

«Oh, machen Sie sich deshalb keine Gedanken, Medicus. Ich weiß nicht, wie das vor hundert Jahren war, aber heutzutage braucht man in London keine einzige Nacht ins Bett zu gehen, wenn man kein Schlafbedürfnis spürt. Hier draußen allerdings, in unserre ländlichen Einsamkeit. Sagen Sie, Medicus Stobbs, wie sind Sie eigentlich auf den Gedanken gekommen, sich von Sir Ronald Duff hierher schicken zu lassen?»

«Aber begreifen Sie denn das noch nicht? Ah, wenn Sie wüßten, mit welcher Sorgfalt ich mein Experiment vorbereitet hatte. Ich sagte mir: Stobbs, wenn du in hundert Jahren wirklich aufwachst — wovon ich nicht so ganz überzeugt war, wird sich die Welt sehr verändert haben. Es könnte sein, daß du dich in ihr verdammt schlecht zurechtfindest. Jedenfalls wirst du eine Menge um- und hinzulernen müssen. Dafür brauchst du ein Refugium, eine Zufluchtsstätte, in der du die ersten paar Wochen verbringen und von wo aus du die ersten Schritte in das neue Leben unternehmen kannst. Ich durfte das nicht dem Zufall überlassen — und darum stiftete ich jenes Legat. Und ich bestimmte, daß dessen Nutznießer Arzt sein sollte, ein Mann meines eigenen Berufes, mit dem ich gleich Berührungspunkte haben würde, und der Interesse haben mußte für meine Experimente — für das eben abgeschlossene und für die, die nun folgen sollen. Freilich konnte ich nicht ahnen, konnte ich bei allem Scharfsinn nicht voraussehen, daß ich heute statt einem Mann einer Frau begegnen würde. Aber das Problem bleibt dasselbe. Ich frage Sie, Cynthia, wollen Sie auf meinen Vorschlag eingehen, mir den Weg in diese neue, mir noch unbekannte Welt erleichtern, und später mit mir zusammen arbeiten an der Lösung dieses Rätsels, dessen Geheimnis sich an mir verwirklicht hat, ohne daß ich ihm dadurch nähergekommen wäre?»

«Gut», sagte die Aerztin, indem sie ihm die Hand reichte, «ich werde mir die Sache durch den Kopf gehen lassen. Für heute haben wir genug darüber gesprochen, ich möchte verhindern, daß Sie sich überanstrengen. Bedenken Sie: wir haben keinerlei Erfahrungen darüber, wie Körper, die eine so lange Schlafperiode hinter sich haben, wie der Ihre, auf Anstrengungen reagieren. Wir müssen da vorsichtig zu Werke gehen.

Selbstverständlich brauchen Sie nicht im Bett zu bleiben. Stehen Sie auf und gehen Sie in den Garten. Heute und morgen werden Sie mit mir allein speisen, dann können Sie an den allgemeinen Mahlzeiten teilnehmen . . .»

«Wollen Sie nicht du zu mir sagen, Cynthia? Schließlich bin ich Ihr Verwandter!»

«Nein, ich werde Sie nicht duzen. Es braucht hier im Hause niemand auch nur das Geringste über Ihr Geheimnis zu erfahren, nicht einmal, daß wir verwandt sind. Und nun auf Wiedersehen, Medicus Stobbs, beim Lunch sehen wir uns wieder.»

Mit einem leichten Neigen ihres schönen Hauptes schritt sie zur Tür hinaus. Draußen auf dem Korridor begegnete ihr Schwester Evelyn.

«Na, was ist mit dem Neuen?» fragte sie begierig.

«Ganz schönes Exemplar, Evelyn. Hat von all unsern Insassen den apartesten Spleen: er will ein Jahrhundert lang geschlafen haben. Eine sehr typische Wahnvorstellung, die mir aber in dieser ausgeprägten Form noch nicht begegnet ist. Ich werde ihn genau studieren. Selbstverständlich müssen wir vorläufig auf seine Ideen eingehen.»

Eine Lektion über Journalismus.

Der junge Burry kam gegen zwei Uhr ziemlich verkatert auf die Redaktion der «Sunday Sensation».

Er ging in sein Zimmer, klingelte nach einem Boten, den er ausschickte, eine große Kanne starken Kaffee zu holen, zog den Rock aus, setzte sich an einen uralten, mit Tintenklecksen übersäten Tisch und begann langsam und in großen Abständen Buchstaben auf ein weißes Stück Papier zu malen. Der Kaffee kam, Burry goß ihn in großen Schlücken hinunter. Darauf wurde er etwas munterer, und die Zeilen, mit denen sich das Blatt Papier allmählich bedeckte, flossen etwas schneller aus seiner Feder. Als er schließlich den letzten Punkt unter sein Werk gesetzt hatte, las er es sich selbst noch einmal murmelnd vor und machte sich dann auf den Weg zu Gardener, dem Chefreporter.

Er traf ihn hinter seinem mächtigen Schreibtisch, von dessen brauner Fläche kein Quadratzentimeter zu sehen war, weil alles berghoch mit Zeitungen, Ausschnitten und Manuskripten bedeckt war. Über diesem Papiergebirge leuchtete Gardeners hübsches, gesundes Gesicht, dem eine große Hornbrille gleichzeitig etwas Würdiges und etwas Drolliges gab. Dieses Gesicht kannte man nicht nur in ganz Fleetstreet, dem Zeitungsviertel Londons, sondern so ziemlich überall in der Welt, wo in den letzten zwanzig Jahren etwas los gewesen war, worüber zu berichten sich verlohnte. Gardener hatte für seinen Zeitungskonzern die Revolution in Rußland «gemacht», er hatte während der Spartakusunruhen in Berlin eine Kugel ins Bein bekommen, er hatte geholfen, den Völkerbund zu eröffnen, war dann aber gleich nach dem Fernen Osten abgedampft, weil es ihm in Europa zu langweilig geworden war. Bald kannte man ihn auch dort, und seine Berichte wurden in alle Welt gekabelt. Seine Kollegen in London bewunderten und — beneideten ihn, wenn sie seine Artikel lasen, diese Gespräche mit Männern wie Sunjatsen und Gandhi, seine Schilderungen des chinesischen Generalskriegs und der gewaltlosen Revolution in Indien. Als die Krise in Amerika ausgebrochen war, hatte er das nächste Schiff genommen, das über Japan nach San Franzisko ging und seine Berichte über den Zusammenbruch der Prosperity hatten sich gelesen wie ebensoviele Kapitel eines Romans von H. G. Wells. Kurz: G. B. Gardener war der ungekrönte König der englischen Reporter.

Familienangelegenheiten hatten ihn nach England zurückgerufen, just zu der Zeit, in der Lord Ernest Burry, der Besitzer des Konzerns, für den er schrieb, die «Sunday Sensation» frisch erworben hatte. Und all sein Sträuben hatte ihm nichts genutzt: der Lord hatte geschworen, ihm nicht eher wieder einen Auslandsauftrag zu geben, ehe er nicht die Redaktion des neuen Blattes organisiert und eingearbeitet habe. Und darum saß G. B. Gardener jetzt in Fleetstreet im Zimmer des Chefredakteurs der «Sunday Sensation» und versuchte einer Anzahl junger Kollegen beizubringen, wie man ein modernes Sonntagabendblatt macht.

«Hallo, Burry!» rief er dem Eintretenden entgegen, «du siehst mal wieder aus, wie eine Leiche auf Urlaub. Sage, mein Junge, die Woche hat doch sieben Nächte, mußt du dir zum Bummeln immer ausgerechnet die vom Sonnabend auf den Sonntag aussuchen? Du kannst ja kaum aus den Augen gucken, Mensch. Und sowas will nun Journalist werden!»

Statt aller Antwort legte der junge Burry die Blätter, auf die er während der letzten zwei Stunden Buchstaben auf Buchstaben gemalt hatte, vor Gardener hin. Gardener sah ihn erstaunt an.

«Mensch, soll das heißen, daß du heute schon gearbeitet hast? Daß du etwas erlebt hast oder daß dir gar etwas eingefallen ist? Dann nehme ich alles zurück! Ist das hier wirklich von dir? Oh, laß sehen! Wenn es nun auch noch was Anderes ist, als hundertprozentiger Quatsch, rufe ich sofort deinen Onkel an und sage ihm, du seiest doch auf dem Wege, sein würdiger Erbe zu werden. Setz dich, Zigaretten stehen dort drüben . . .» (Fortsetzung Seite 1180)

Aufnahme Rüedi

Die Weinlese naht

Blick von Castagnola auf Lugano und den See

Er vertiefte sich in das Manuskript. Burry sah ihm beim Lesen ängstlich zu. Jeden Augenblick erwartete er, Gardener würde die Blätter wütend zu einer Kugel zusammenknautschen und ihm an den Kopf werfen. Aber nichts dergleichen geschah. Vielmehr las Gardener ohne aufzublicken zu Ende. — Dann lehnte er sich weit in seinen Sessel zurück und sagte:

«Junger Burry, sage mir, was ist mehr: ein Schriftsteller oder ein Journalist?»

Und als Burry, verblüfft über diese Frage, einen Augenblick mit der Antwort zögerte, brüllte er ihn an:

«Das überlegst du dir auch noch, du Esel? Wage ja nicht, innerhalb der vier Wände meines Zimmers, des Zimmer eines Journalisten aus Leidenschaft, zu bezweifeln, daß der beste Schriftsteller noch tief unter einem mittelmäßigen Journalisten steht!»

Der junge Burry, völlig verdattert, wagte nicht, es zu bezweifeln.

«Gut», fuhr Gardener besänftigt fort, «aber jetzt sage mir, was ist der grundlegende Unterschied zwischen beiden? Der moralische Unterschied, meine ich.»

Der junge Burry wußte es nicht.

«Ich will es dir sagen, Burry, schreib es dir hinter die Ohren. Ein Journalist ist ein Mann, der sehr oft lügt — aus Not. Weil doch die Zeitung gefüllt werden muß, und weil es oft nicht genug Wahres gibt, um es zu tun. Ein Schriftsteller aber ist ein Bursche, der aus Prinzip lügt, aus Lust an der Unwahrheit, ohne jede Notwendigkeit, nur weil es ihm Spaß macht, zu lügen. Wir Journalisten erfinden nur dann etwas, wenn wir nichts finden, der Schriftsteller schwindelt aus Perversität. Ein Journalist, der eine fette Ente losläßt, begeht ein Notdelikt. Ein Schriftsteller, der sich was aus den Fingern saugt, ist ein Gewohnheitsverbrecher.»

Er sah den jungen Burry mit einem furchtbaren Blick an: «Du, mein Lieber, bist auf dem besten Wege, ein Gewohnheitsverbrecher zu werden. Dieses hier beweist es!» fügte er hinzu und tippte mit dem Zeigefinger auf das Manuskript.

Der junge Burry wollte gegen seine Einreihung unter die asozialen Elemente protestieren, aber Gardener schnitt ihm das Wort ab:

«Dieses hier, mein Lieber, ist reine Erfindung, glatt aus den Fingern gezogen. Ich sage nicht, daß es talentlos ist, o nein! Im Gegenteil: es beweist eine ziemlich starke Anlage für das literarische Verbrechen reiner Schriftstellerei. Es sollte mich nicht wundern, wenn du bald daran gingest, deinen ersten Roman zu schreiben. Aber in die Spalten eines Blattes, das ich zu leiten die Ehre habe, wird so etwas nie gelangen. Ich bin nicht Romantiker genug, um zu behaupten, in der Zeitung dürfe nur die hundertprozentige Wahrheit stehen. Aber ein Körnchen Wahrheit muß immer dabei sein! Ein Körnchen genügt, aber es ist auch unentbehrlich. Wo dieses Körnchen Wahrheit fehlt, verliert der Journalismus seine moralische Existenzberechtigung, wird er zu einer Art Piratentum.»

Gardener schlug mit der Faust auf das Manuskript: «Du, Burry, Neffe eines Zeitungslords, hast dich nicht entblödet, gegen dieses Grundgesetz des Journalismus zu verstoßen. Du willst den Lesern, schlimmer noch: Du willst mir weismachen, daß das wahr ist, was du da geschrieben hast?»

Burry war aufgesprungen: «Vollkommen wahr, Gardener! Nicht ein Wort davon ist gelogen! kein einziges!»

Gardener starrte ihn an: «Du bist ja besoffen, Burry!»

«Nein», bockte Burry, «ich bin nicht besoffen. Ich gebe zu, daß ich es ein wenig war, als mir heute morgen das begegnete, aber ich kann dir versichern, es hat mich schnell ganz nüchtern gemacht.»

Gardener sprang auf und kam hinter dem Schreibtisch hervor:

«Du hast also diesen Kerl, der so aussah wie der Johny Walker auf dem Whiskyplakat, mit deinen eigenen Augen gesehen?»

«Ja!»

«Du hast nicht geträumt, nicht phantasiert?»

«Nein!»

«Der Mann hat genau das zu dir gesagt, was du hier aufgeschrieben hast?»

«Genau dasselbe. Denkst du, ich könnte so etwas erfinden?»

«Nein», antwortete Gardener überzeugt, «das ist freilich nicht anzunehmen. Aber», fuhr er fort, kam ganz nahe heran und faßte Burry bei den Rockaufschlägen, «wenn ich dir das alles glauben soll, so gib wenigstens zu, daß der Mann nicht aus dem Tower gekommen ist. Das ist so blödsinnig, daß selbst du es ganz gut erfunden haben kannst. Wenn wir das drucken, wird man uns sofort bei einer Lüge ertappt haben, und bei was für einer plumpen dazu. Nächste Woche müßten wir die Berichtigung des Tower-Direktors bringen. Nein, mein Lieber, geschwindelt muß werden, das gehört zum Handwerk. Aber man muß so schwindeln, daß man nicht darüber erwischt wird, — das ist die Kunst dabei.»

«Gardener, ich versichere dir, es ist nichts geschwindelt! Der Mann ist aus dem Tower gekommen, und nirgends sonst her! Das ist doch das Interessanteste an der ganzen Geschichte!»

«Zweifellos!» Gardener hatte sich eine Zigarette angezündet und wanderte im Zimmer umher. Plötzlich blieb er dicht vor Burry stehen, zog die Brieftasche und entnahm ihr zwei Pfundscheine, die er Burry hinhielt.

«Was soll das?» fragte dieser erstaunt.

«Nimm. Dein Honorar für den Artikel. Ich kaufe ihn dir ab. Ich — verstehst du? — nicht die Zeitung. Ich ganz persönlich. Von der Zeitung bekämst du höchstens ein Pfund, ich zahle dir das Doppelte. Einverstanden?»

«Ja, aber . . .» stammelte Burry.

«Kein Aber, mein Lieber. Sieh mal, so wie du sie geschrieben hast, können wir die Sache nicht bringen. Entweder sie ist Schwindel, dann ist er zu plump und wir fallen damit rein, oder aber die Sache beruht auf Wahrheit, dann, mein lieber Burry, können wir sie erst recht nicht bringen. Dann ist sie nämlich eine Sensation, ein journalistisches Problem, das so ein blutiger Anfänger wie du nicht behandeln kann. Sage selbst: was hast du aus dieser Sache gemacht, obwohl du sie für wahr hältst? Ein kleines Feuilleton von hundert Zeilen! Als der Mann im Cab wegfuhr, hast du ihn ruhig fahren lassen, statt dich hinten auf die Achse zu schwingen, um herauszubekommen, wo der Kerl nun eigentlich hinfuhr. Wenn du wirklich nicht geträumt oder phantasiert hast, muß jetzt ein richtiger Reporter auf die Spur dieses Gespenstes gehetzt werden. Ich habe mich entschlossen, diesen Fall selbst zu übernehmen. Ich kaufe ihn dir ab. Du weißt nichts damit anzufangen, und zwei Pfund sind zwei Pfund. Ich kann mit deinem Geschreibsel zweierlei machen. Entweder ich werfe es in den Papierkorb, dann bekommst du gar nichts. Oder ich stecke es in meine Tasche, dann hast du zwei Pfund verdient. Selbstverständlich halten wir beide über die Geschichte den Mund. Nun, wie ist's?»

(Fortsetzung folgt)

Was kann ich tun, um den Film zu bekämpfen und meine Zähne zu erhalten?

Die Geschichte eines verlorenen Zahns ist bald erzählt. Der Film greift an, der Zahn leistet Widerstand. Neuer Film bildet sich fortwährend. Darin sind Millionen von lebenden Bazillen, welche den Zahnverfall verursachen. Tag für Tag geht dieser unsichtbare Kampf weiter, bis zuletzt der Film siegt, und wiederum ein Zahn ist verloren.

Was ist Film?

Der Film ist immer vorhanden — in jedem Mund, auf jedem Zahn — beständig sammelt er sich an. Bald ist er unsichtbar, öfters bildet er jedoch einen häßlichen gelben Belag.

Der Film ist weich und zäh. Speisereste bleiben darin haften. Die Mineralsalze im Speichel verbinden sich mit dem Film und bilden harten Zahnstein, der Entzündungen verursacht. Dieser bringt das Zahnfleisch zum Bluten und macht es empfänglich für Infektionen.

Das größte Unheil, das der Film anrichtet, ist jedoch der Zahnverfall. Im Film sind winzige, stabförmige Bazillen — Lactobacilli. Diese Bazillen geben Enzyme von sich, welche ihrerseits eine starke Säure bilden. Diese Säure zerfrißt den Zahnschmelz, gerade wie andere Säuren Löcher in Stoff oder Holz brennen. Immer tiefer dringt die Säure ein. Immer größer wird die Aushöhlung. Schließlich wird der Nerv erreicht — der Wurzelkanal infiziert — und, wenn nicht rechtzeitig plombiert wird, kann das Ergebnis geradezu tragisch werden.

Was kann ich tun, um die Zahnfäulnis zu bekämpfen?

Denken Sie an das Eine: Ein sauberer Zahn fault nicht. Um die Zähne rein und frei von Film zu halten, benützen Sie Pepsodent anstatt gewöhnliche Zahnpasten. Warum? werden Sie fragen. Weil Pepsodent eine spezielle Film-entfernende Substanz enthält.

Dieses Film-entfernende Material in Pepsodent ist eine der großen Entdeckungen der Gegenwart. Die ihm innewohnende Fähigkeit, jede Spur von Film zu entfernen, ist revolutionär, und der bemerkenswerte Vorzug, zweimal so weich zu sein als andere Mittel, die gewöhnlich verwendet werden, hat weitgehende Anerkennung gefunden.

Wenn Sie in Versuchung kommen, billige und unwirksame Zahnpasten zu probieren, so erinnern Sie sich, daß das einzige sichere Mittel, um den Film zu bekämpfen, darin besteht, daß Sie die spezielle Film-entfernende Zahnpaste — PEPSODENT — benützen. Gebrauchen Sie diese zweimal täglich, und suchen Sie Ihren Zahnarzt wenigstens zweimal im Jahre auf. Das ist die moderne Methode, die Ihnen Sicherheit gewährleistet.

Pepsodent — ist die spezielle Film-entfernende Zahnpasta

Sehen Sie, wie schnell sich hässlicher Film auf Ihren Zähnen bildet!

Diese Zähne waren um 8 Uhr morgens absolut frei von Film. **Am Mittag** wurde ein spezielles Präparat* zur Kenntlichmachung des Films angewandt, und nun sehen sie so aus.

Um 8 Uhr abends zeigen sich nach Anwendung der erwähnten Lösung* noch stärkere Ablagerungen von Film - 2/3 der Zahnoberfläche sind damit bedeckt.

Um 10 Uhr abends. Die gleichen Zähne wurden mit Pepsodent gebürstet. Beachten Sie, wie gründlich der Film entfernt worden ist.

* eine unschädliche Flüssigkeit, die von Zahnärzten verwendet wird. Dieselbe färbt den Film, sodass er von blossem Auge gesehen werden kann.

4176

GRATIS - 10 - TAGE - TUBE

O. Brassart Pharmaceutica A.G., Zürich, Stampfenbachstrasse 75
Senden Sie eine Gratis-10-Tage-Tube an:

Name: _____

Adresse: _____

Nur eine Tube per Familie 40 — 15. 9. 33.